



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ners durch ähnliches Anklingen. Es war so viel vom Tannhäusercharakter „hingeheimlicht“, daß man auf den Verdacht kommen konnte, Liszt habe diesen Weg benutzt, um die bekannte Sprache seines Freundes einmal wieder auf einer Bühne ertönen zu lassen, von der sie durch hohen Widerwillen schon seit Langem verbannt worden ist. Vielleicht ist hier die Lösung des genialen Räthsels, von welchem das Extrablatt spricht.

Was die Seele des Hörers bewegen, erheben, befreien könnte, fehlt der lisztischen Musik durchaus. Nicht zehn Takte lang hebt er uns über die Erde. Immer stoßen wir wieder auf den steinichten Boden; und während der echte Künstler uns mit sich in die Lüfte nimmt, uns neue Fernen erblicken und aller Gefahren spotten läßt, die unsere lustige Reise bedrohen könnten, sehen wir hier einen ungeheuren Apparat zu einer Flugmaschine in Bewegung gesetzt, die uns — denn sie tyrannisiert unsere Nerven — nöthigt, die verzweifeltsten aller Flugversuche mitzumachen, um endlich halb zerschellt uns ins Freie zu retten. Nichts als Anläufe, nichts als vergebliche Anstrengungen, und das in einer Kunst, bei welcher wir vor allem die Arbeit des Künstlers vergessen müssen, soll sie uns wohlthun!

Die wunderbare Erscheinung, daß Liszt während zehn Jahren Dirigirens noch nicht des Taktirstocks Herr geworden ist, ward schon von andern Seiten gerügt. Da nichts leichter ist, als mit wagrechten Schlägen senkrechte in solcher Weise wechseln zu lassen, daß die Musiker wissen, ob ein Takt anhebt oder ob mittlere Taktglieder gemeint sind, so ist eine Caprice allein die Erklärung für die Verschmähung dieses einfachsten Dirigentenhandgriffs. Die Fuge im letzten Theil brachte denn auch die tüchtige dresdner Kapelle in eine Gefahr, die ihr nicht oft begegnet; und gäbe es in lisztischen Compositionen nicht eine so undenkliche Anzahl von Ruhepunkten, wo sich Versprengte wieder sammeln können, so hätte alle Geschicklichkeit der einzelnen Musiker das Umwerfen nicht verhindert.

Wir sprachen schon den Wunsch aus, daß Liszt zum Flügel zurückkehren und dadurch der Kritik die immer neue Veranlassung nehmen möge, zu tadeln und ewig wieder zu tadeln. Wozu ein Künstler Beruf hat, darin allein kann er Befriedigendes leisten. Aller Schweiß bringt ihn in andern Dingen nicht vorwärts. „Laßt uns hier schließen“, sagt Dante am Schluß seiner göttlichen Komödie, und Liszt möge die Ruhanwendung in Bezug auf seine musikalischen Versuche selbst machen — „laßt uns hier schließen, wie ein kundiger Schneider, der das Gewand macht, je nachdem er Zeug hat.“

Literatur.

Historische Literatur. — Die Osmanen und die spanische Monarchie im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Von Leopold Ranke. Dritte Auflage (Fürsten und Völker von Südeuropa. Erster Band). — Berlin, Duncker u. Humblot. — Es sind jetzt gerade dreißig Jahre her, daß dieses Werk zum ersten

Mal erschien und nicht bloß in der gelehrten Welt, welcher der Verfasser nicht mehr unbekannt war, sondern auch unter den Gebildeten eine Aufmerksamkeit erregte, die der historischen Literatur damals nur selten zu Theil wurde. Zunächst rechtfertigte der Stoff diesen Erfolg. Man hatte früher von Philipp II. kaum eine andere Vorstellung gehabt als die eines Theater tyrannen, der den gewöhnlichen Begriffen der Humanität sich gerade so fremd und finster gegenüberstellte, als sein Abbild in Don Carlos, und von der innern Einrichtung des türkischen Reichs wußte man gar nichts, da Hammers gelehrte Forschungen ihrer unbehilflichen Form wegen dem größeren Publicum unzugänglich waren. In Ranke's Darstellung gewannen nun diese Gegenstände ein ganz neues, überraschendes Licht. Nicht als ob sich Philipp als ein Muster von Weisheit und Tugend herausgestellt hätte, im Gegentheil: mit dem Nimbus des Dämonischen schwand auch der romantische Reiz dieser Gestalt, aber man lernte ihn wenigstens menschlich begreifen. Man verfolgte die Empfindungsweise und den Ideengang, die ihn zu seiner thörichten Politik bestimmt hatten, man lernte die Maschinerie kennen, die er zu seinen umfassenden, aber chimärischen Zwecken in Bewegung setzte und deren Beschaffenheit auf den Werkführer selbst eine rückwirkende Kraft ausübte, kurz er hörte auf eine Abnormität zu sein, seine Geschichte wurde in die allgemeine Geschichte der Cultur verschlochten. Noch viel überraschender waren die Aufklärungen über das Staatswesen der Türken. Das Bild der wilden Horden, wie man sie sich bis dahin vorgestellt, wurde durch die Einsicht in einen kräftigen Organismus verdrängt, der freilich nur auf eine Periode kriegerischen Unternehmungsgeistes berechnet war und nach dem Erlöschen desselben zu einer schnellen Auflösung des Reichs führen mußte, weil er gegen die Natur sündigte. Selten ist eine Anomalie des Staatslebens so lichtvoll dargestellt, als das verwickelte Lehnsystem der Osmanen und die allen Analogien der Geschichte widersprechende Einrichtung der Janitscharen von Ranke. Die neuen Quellen, denen er hauptsächlich seine Entdeckungen verdankte, die Relationen der venetianischen Diplomaten, waren der gelehrten Welt zwar nicht grade unbekannt, aber theils waren sie noch nie in so umfassender Weise benutzt worden, theils war noch nie ein verwandter Geist über sie gekommen. Vielleicht könnte man Ranke's hervortretende Geistesrichtung als die Neugier eines feingebildeten und einsichtsvollen Weltmannes bezeichnen, der sich bemüht, den Stoffen gegenüber so selbstlos als möglich zu sein. Für eine solche Anlage konnte kein Studium fruchtbarer sein als die Gesandtschaftsberichte jener Republik, die nicht nur wegen ihrer verwickelten Beziehung zu den europäischen Höfen verpflichtet war, über die Personen und Zustände genau unterrichtet zu sein, sondern die aus dieser Forschung ein eigenes wissenschaftlich geordnetes Studium gemacht hatte. — Dieses dem Stoff beiwohnende Interesse wurde durch die Form des neuen Geschichtschreibers erhöht. Man hatte es mit einem Gelehrten vom ersten Range, mit einem eminenten Kritiker zu thun, und wurde doch so unterhalten, als wenn man einen Roman läse. So etwas war man in Deutschland nicht gewöhnt. Die Forschung stand schon damals in voller Blüte, aber die Werke der Forscher waren der Menge ein Buch mit sieben Siegeln. Man redete von Niebuhr, von Grimm, von Savigny nur mit heiliger Scheu und überließ es den Gelehrten von Profession, was sie über die Curiatcomitien, über Quirium, über das

Verhältniß der Tyrhener zu den Pelasgern, der Geten zu den Gothen, des Gottes Thor zu den Schneidergesellen des deutschen Märchens denken wollte. Ranke war der erste, welcher die Methode der wissenschaftlichen Kritik auf die neue Geschichte anwandte, und da man hier durchweg bekannten Namen und Zuständen begegnete, Namen, die bereits durch Schiller populär geworden waren, so glaubte man das Geschichtswerk völlig zu verstehn. Freilich fand dabei eine gewisse Selbsttäuschung statt. Für Dilettanten hat Ranke nicht geschrieben, er setzt bei seiner Erzählung eine ziemlich weitgehende Kenntniß voraus und vermeidet geflissentlich, zu sagen, was jedermann weiß. Zwar konnte sich auch der minder Vorgeschrittenen durch die Lectüre eine Reihe glänzender Aperçus aneignen, aber ein zusammenhängendes, in allen Theilen verständliches Gemälde fand nur derjenige, der bereits ein bedeutendes Material mitbrachte. — Seit diesen dreißig Jahren hat nun die deutsche Geschichtschreibung außerordentliche Fortschritte gemacht, auch in denjenigen Feldern, die man als Rankes eigentliche Domäne betrachten durfte, und es ist von Interesse, zu untersuchen, wie weit dieses Buch, das im Wesentlichen nicht geändert ist, den Einflüssen der Zeit Widerstand geleistet hat. Ueber zwei Punkte werden alle einig sein. Literarhistorisch betrachtet ist das Buch eine wichtige That, die auf unsere allgemeine Fortbildung den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt hat. Ein Vorbild und Muster für spätere Geschichtschreiber kann es nicht sein, weder in seiner Composition noch in seinem Stil. Denn der Geschichtschreiber soll erzählen und zwar vollständig erzählen, auch wenn ein großer Theil seines Gegenstandes durch frühere Berichte dem Publicum bereits bekannt ist. Er soll ferner den Personen und Zuständen ein festes sittliches Urtheil entgegenbringen, was keineswegs mit einem altklugen Moralisiren zusammenfällt, vielmehr ein umfassendes Verständniß für weiter auseinandergehende Geistesrichtungen nicht bloß erlaubt, sondern erheischt. Rankes Bildung gehört doch wesentlich dem Restaurationszeitalter an, wo man, der ewigen unfruchtbaren Ideale müde, sich bemühte, alles Bestehende zu begreifen und auch wol dasjenige begriff, was schlechtweg nicht zu begreifen war. In dieser Beziehung erinnert Ranke an Hegel, der freilich sonst in allen Dingen sein Antipode ist. Kann aber das Werk nicht als künstlerisches Vorbild gelten, so nimmt es als individuelles Kunstwerk eine sehr hohe Stelle ein. Das können wir mehr als vor dreißig Jahren heute übersehn, wo eine Reihe vorzüglicher Leistungen zum Vergleich vorliegen. Unsere junge historische Literatur macht dem deutschen Namen Ehre, wenn wir aber unparteiisch urtheilen, so werden wir wenig Werke finden, die ein mit so strenger Kritik gesichtetes Material in einer so anziehenden, plastisch schönen Form darstellen. Es ist ein großer Fortschritt unserer Bildung, daß wir gelernt haben, Partei zu halten, und insofern mag es ganz gerechtfertigt sein, daß von vielen Seiten Ranke seiner politischen Ansichten wegen, die wir wahrlich nicht vertreten wollen, strenger beurtheilt wird. Aber auch bei der ernsthaftesten Parteinahme kann man sich eine gewisse Liberalität des Urtheils bewahren, und es gehört keine große dazu, um in Ranke einen Schriftsteller zu finden, auf welchen Deutschland das Recht hat stolz zu sein. —

Histoire de France au dix-huitième siècle. Par J. Michelet. La Ligue et Henri IV. — Henri IV et Richelieu. Paris, Chamerot. — Nicht ohne Absicht

stellen wir diese beiden Geschichtschreiber zusammen, zwischen denen, so sehr sich auch die Gravität der deutschen Kritik dagegen sträuben mag, eine gewisse Verwandtschaft stattfindet. Beide sind Coloristen vom ersten Range, beide haben das Talent, aus der unscheinbaren schüchternen Bemerkung eines Actenstücks mit schnellem Verständniß die wichtigsten Folgerungen zu ziehn, und das Talent, durch kleine, leicht hingeworfene Züge ein Bild zu entwerfen, welches sich unauslöschlich dem Gedächtniß einprägt. Beide haben die Neigung zu überraschenden Sprüngen, nicht blos in der Darstellung, sondern auch in der Empfindung. Freilich tritt das viel augenscheinlicher bei Michelet hervor, der in der ersten Zeit seines Auftretens — es war dieselbe, in der Ranke seinen Ruhm begründete — als echter Sohn der Romantik seine Arme nach der alleinseligmachenden Kirche ausbreitete, deren bitterster Widersacher er jetzt geworden ist, und in dessen französischer Geschichte (begonnen 1833) sich die seltsamsten Widersprüche finden: zuerst Begeisterung für das Mittelalter und Haß gegen den Voltairianismus, dann ein fast apostolischer Glaube an den Beruf der neuen Zeit. Aber es kommt nicht auf die Größe oder den Umfang der Gegenstände an, die eine Bewegung des Gefühls hervorrufen. In der Beurtheilung über Personen und Zustände versteht Ranke sehr gut, die erste voreilig concipirte Stimmung durch die entgegengesetzte zu corrigiren und beide harmlos nebeneinander bestehen zu lassen. Die Fähigkeit schnell zu sehn ist gewöhnlich mit einer zu starken Erregbarkeit der Nerven verbunden, und diesen Eindruck haben wir bei beiden Geschichtschreibern, bei Michelet ist freilich alles viel ungestümer und einsichtsloser. In der einseitigen Hitze, mit der er eine bestimmte Spur verfolgt, sieht er zuweilen nicht, was unmittelbar neben ihm vorgeht; in der Vorliebe für das Ueberraschende, Neue und Wunderbare geht ihm mitunter jener gesunde Menschenverstand verloren, der die Ueberschreitungen der Einbildungskraft in die gerade Linie zurückführt, und so hat er nicht selten die unhaltbarsten Einfälle mit der Zuversichtlichkeit eines Glaubensartikels verkündet. Aber er verfügt nicht blos über eine übersprudelnde Phantasie, er ist auch ein feiner Kopf, der da, wo ihn seine Leidenschaft nicht irre führt, bedeutende und wesentliche Gesichtspunkte entdeckt. Die vorliegende Geschichte Heinrichs IV. ist weit entfernt, eine musterhafte Darstellung zu sein, in seinem Gemälde macht die Zeit mitunter einen Eindruck, als wäre man unter lauter Narren und Verbrechern, als habe sich jeder Funke des Göttlichen aus der entarteten Menschheit verloren, aber wenn man diese grellen Farben nicht zu hart beurtheilen will, so muß man in Anschlag bringen, daß er gegen zwei historische Schulen anzukämpfen hat, die trotz ihrer großen Einseitigkeiten einen tiefen Eingang im französischen Volk gefunden haben. Die eine sieht in dem aufgeklärten Despotismus und in der Nivelirung aller ständischen Unterschiede das höchste Ideal der Geschichte Frankreichs; die Männer, die auf dieses Ziel hingearbeitet haben, sind ihre Helden, und darunter namentlich Heinrich IV. und Michelieu, deren Bestrebungen sie als völlig identisch auffaßt. Daneben besteht eine andere kirchliche Partei, die in Frankreich einen größeren Umfang hat, als man gewöhnlich annimmt, die den Katholicismus als die nationale Sache Frankreichs betrachtet, die Bartholomäusnacht als einen Act des gesammten Volks, die Ligue als einen Triumph der Demokratie. Der letzteren weist nun Michelet nach, wie erbärmlich und sittlich corrupt die vornehmen Demagogen waren, die den Fanatismus der Menge zum Mord entflammten, und der philosophischen Schule, die überall ein absolutes Urtheil ausspricht, zeigt er die innere Schwäche ihrer Helden. Mit den Ideen und Absichten Heinrichs IV. vollständig einverstanden erkennt er, daß ihm jene sittliche Höheit abging, welche allein den Mann über seine Zeit erhebt, daß der Leichtsinns seines Privatlebens sich auch in den öffentlichen Angelegenheiten geltend machte, daß er im Grunde sich bereits selbst aufgegeben hatte, als seine Feinde ihn umbrachten und sein Werk zertrümmerten. Diese Darstellung ist

nicht bloß künstlerisch schön, sie ist auch wahr. Indem er ferner die Verwandtschaft in den Absichten Heinrichs IV. und Richelieus gelten läßt, hebt er ganz richtig hervor, daß der letztere, obgleich mit einer weit größeren Energie ausgestattet, von unhaltbaren Voraussetzungen ausging und darum nur ein halbes Werk zu Stande bringen konnte. Si Richelieu eût pris aux privilégiés, il tombait. Et s'il eût réduit les dépenses, s'il n'eût ruiné la France pour faire l'armée et la flotte, le monstre double qui mangeait l'Allemagne (l'armée jésuite et l'armée mercenaire) nous aurait dévorés comme elle. Il dut tomber sur l'un ou l'autre écueil. Sorti de la ruine et d'une situation gâtée et inexcusable, il ne put nous sauver que par la ruine. Il m'apparaît dès le premier jour ce qu'il fut et resta, ce que dit sa figure lugubre: le dictateur du desespoir. En toute chose, il ne pouvait faire le bien que par le mal, souvent en employant les plus mauvaises passions de son temps.

Lassen wir einige Extravaganzen bei Seite, in denen die überreizte Phantasie den Darsteller irre führt, stellen wir uns seine absolut hingestellte Behauptung gehörig limitirt vor, so können wir in den meisten Fällen seinem Urtheil beipflichten. Einen historischen Abschluß kann das Werk nicht gewähren, aber für jeden, der sich von dieser Periode ein sinnliches Bild machen will, ist es zur Ergänzung der gewöhnlichen rhetorischen Darstellungen unumgänglich. Die Darstellung spannt und fesselt im hohen Grade, und kein Schriftsteller hat es so leicht gemacht, bei einiger Uebung seine eignen Irrthümer zu corrigiren, als Michelet. J. S.

Reisen in Südwestafrika bis zum See Ngami von Charles J. Andersson. Aus dem Schwedischen von Dr. Hermann Lohse. Mit acht Stahlstichen in Tondruck. Erster Band. Leipzig, S. Costenoble, 1857. — Ein sehr dankenswerther Beitrag zur Kunde des Innern von Afrika. Während Barth uns die Gegenden östlich und südwestlich von Tschadsee schildert, erhalten wir hier die Beschreibung von Entdeckungen, welche auf einer Reise von der Kapcolonie nach den Ländern der Damaras und Ovambos gemacht wurden, zwei Völkern, von denen man bis jetzt nur sehr geringe Kenntniß hatte. Der wissenschaftliche Werth des uns vorliegenden Bandes besteht namentlich in den ausführlichen Mittheilungen über diese beiden Stämme, von denen der erstgenannte noch vor wenigen Jahren sehr zahlreich war, jetzt aber, unaufhörlich von feindseligen Nachbarn verfolgt und angegriffen, völliger Vernichtung entgegengeht. Die Ovambos, zu denen der Reisende nur mit großen Schwierigkeiten und unter mancherlei Gefahren gelangte, sind ein Volk, welches als sesshaft und ackerbaureibend eine im Vergleich mit seinen Nachbarn ziemlich hohe Stufe von Civilisation erlangt hat, und einst für den europäischen Handel von Wichtigkeit werden kann. Auch an unterhaltendem Stoff fehlt es dem Buche nicht. Wiederholt entgeht der Reisende nur durch ein halbes Wunder dem Tode, fast in jedem Capitel sehen wir ihn im Kampfe mit Löwen und Rhinocerosen, und die Abenteuer, die ihm begegnen, lassen sich getrost denen an die Seite stellen, welche uns die Cummings und Gerards erzählten. Schildert er nicht mit so lebhaften Farben, wie diese, so macht dafür die schlichte Weise, in der er seine Thaten und Leiden mittheilt, den Eindruck größerer Wahrhaftigkeit. Der zweite Band wird die Beobachtungen enthalten, welche Andersson auf der Reise machte, welche er 1854 nach dem See Ngami unternahm. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. A. Herbig
in Leipzig.

Druck von C. C. Elbert in Leipzig.